

Nr. 157. Bydgoszcz / Bromberg, 14. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Lange schon war der Gesang verhallt, aber immer noch war das Echo zu vernehmen, bis es sich schließlich weit, weit hinter den Tälern verlor . . .

„He! Bruno!" rief da eine helle, bekannte Männerstimme, die Bruno wie einen Schlag ins Gesicht empfand. Richtig, von der entgegengesetzten Seite stiegen zwei Menschen zur Hütte auf: Robert Heller, der Forsteleve, und an seiner Seite ging — ein Schrecken fuhr ihm durch den Körper, des Inspektors schönes Töchterlein . . .

Brunos Gesicht verfinsterte sich zusehends, aber dann beherrschte er sich und es gelang ihm auch, das fremde, schöne Mädchen freundlich zu begrüßen.

„Ich hab es mir gedacht: so jodelt nur einer im Allgäu — und das ist der Falken-Bruno", sagte Robert und dann stellte er die beiden Mädchen, die sich heute das erstemal sahen, nach Art des gewandten Städters vor. „Wenn wir uns zusammen bestellt hätten, wir hätten uns nicht schöner treffen können!" lachte er und schlug dann vor, daß sie gemeinsam der Hütte ihren Besuch machen sollten.

Sie traten ein. An einem kleinen Ecktisch saßen ein paar Fremde, die Bruno beifällig zuriefen; denn der Jodler tönte immer noch in ihren Ohren nach. Und der Senne nahm die Gitarre von der Wand und legte sie vor Bruno auf den Tisch.

Aber der schüttelte nachdrücklich den Kopf und bestellte kurz für Luzie und für sich je ein Glas Frischmilch.

„Ach, lassen Sie Ihre Stimme nochmals hören!" kam es bettelnd von jenem Tisch herüber, an dem die fremden Gäste saßen.

Bruno hörte nicht oder besser, er wollte nicht hören und betrachtete mit Luzie durch das Fenster die fernen, glitzernden Schneefirnen.

„Bruno! Hörst du denn nicht?" rief Robert und stieß ihn an. „Laß dich doch nicht so lange betteln und sing noch einmal!" Er zwinkerte dabei Luzie zu, um sie zu seiner Bundesgenossin zu bekommen, da sie mehr ausrichten könnte als er.

Aber Luzie half ihm nicht. Sie wußte, daß Bruno nichts zum Singen bestimmen konnte, wenn er nicht selbst wollte.

„Geh, sing doch! — Irgendein lustiges Lied!" wiederholte Robert.

„A lustiges Lied? Dazu muß man aufg'legt sein, Freund!" war die Antwort.

„Dann singen Sie eben ein Lied, das zu ihrer Stimmung paßt". sagte plötzlich Luise und sah ihn mit ihren großen Augen so wundervoll an, daß er unwillkürlich nach der Gitarre greifen mußte . . . Ein paar leise, düstere Mollakkorde zitterten durch den Raum . . . und dann sang er wirklich:

„Ich hab die Nacht geträumet wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten ein Rosmarienbaum.
Ein Kirchhof war der Garten, ein Blumenbeet das Grab
Und von dem grünen Baume fiel Kron und Blüte ab.
Die Blätter tät ich sammeln in einen goldnen Krug,
Der fiel mir aus den Händen, daß er in Stücke schlug.
Draus sah ich Perlen rinnen und Tröpflein rosenrot.
Was mag der Traum bedeuten? Ach, Liebste, bist du tot?"

Wie schön hatte er gesungen! Anfangs dumpf, dann immer erregter, leidenschaftlicher, und sein Blick wurde feucht und heiß.

Niemand spendete Beifall, als er die Gitarre aus der Hand legte; jeder hatte den Ernst des Liedes gefühlt . . .

„Gehen wir?" fragte er plötzlich Luzie, und nachdem sie bejaht hatte, verabschiedete er sich sehr rasch von den anderen und verließ mit Luzie die kleine Stube.

Luzie atmete befreit auf, als sie wieder nebeneinander unter der Sonne heimmarschierten. „Und dös war wirklich deine Stimmung, Bruno? So a trauriges Lied am ersten schönen Frühlingstag!"

Er antwortete nicht gleich, sondern ergriff plötzlich ihre Hand, als wollte er an ihr Halt suchen. „I weiß nit, warum mir grad dös Lied heut in den Sinn kommen ist. I hab's schon so lang nimmer g'sungen, weil's mir allweil z'traurig war . . . Komm, reden wir was anderes, Luzie, dös paßt wirklich nit in den Frühlingstag!"

Die Sonne stand immer noch am Himmel, als Bruno, nachdem er Luzie in ihre Hütte zurückgebracht hatte, vom Erlenberg abstieg. Der Frost hatte schon wieder den feuchten Waldboden erfaßt, der unter seinen Schritten dumpf und hohl erdröhnte. Bevor er aber die Höllenklamm erreichte, änderte er plötzlich die Richtung und stieg über den unwegsamen Zörlachbrücken, hinter dem die einsame Hoch-Hütte des Geyer-Franz stand.

Düster schauten die unverhängten, kleinen Fenster in die Welt, als gehöre die Hütte nicht mehr zu ihr; die Wände waren altersgrau und vom Wetter böse zugerichtet und rechts von der schiefen Tür lag ein säuberlich aufgetürmter Dunghaufen und daneben lag in hohen Schichtungen altes, halbverwestes Brennholz, das die Hütte vor den rauhen Nordwinden schützte.

Noch nie war Bruno in der Behausung des Sonderlings, aber es trieb ihn heute etwas dazu, sich den Mann etwas genauer anzusehen, und wäre es nur deshalb geschehen, um seinen Gedanken ein andere Richtung und dem Tag eine andere Bedeutung zu geben, denn eine furchtbare Unzufriedenheit hatte ihn ergriffen und trieb ihn durch die einsamen Wälder, weil er einfach nicht mehr finden konnte, nach dem er suchte: den Frieden. — — — Immer wieder mußte ihm dieses Mädchen begegnen, das sich mit Gewalt zwischen ihn und seine Welt geschoben hatte und ihn der Freude und der Freiheit beraubte . . .

Zögernden Schrittes näherte er sich jetzt dem elenden Haus, stieß die Tür auf, die nur angelehnt war, und tastete sich durch den kurzen, finsteren Gang nach einer zweiten

Tür, die in einen angenehm durchwärmten Raum führte. Ein alter, grober Tisch und ein mit karierten Kissen beladenes, abgenütztes Lederkanapee bildeten die ganze Einrichtung des Raumes, der zugleich Küche, Stube und Kammer sein mochte, denn es roch stark nach saurer Milch, und in der Ecke, in einem breitbeinigen Ofen knisterte ein lustiges Feuer. Außer dem Ticken einer Holzuhr an der Wand war weit und breit nichts zu hören, nur kam dann und wann von einer hängenden Seitentür her, die in den Stall zu führen schien, das Meckern eines Ziegenkitzchens...

Während Bruno so den Raum musterte, entdeckte er an der Wand, über dem Kanapee, ein ganz eigenartiges Bild: es war eine undeutliche Zeichnung eines Waldes, durch welchen viel Wege auf einen Punkt in der Mitte zusammenliefen, und auf einem Punkt stand ein kleines, rotes Kreuz. Das Ganze war von ungeschickter Hand gemalt und sah mehr nach einem Plan aus. Wer aber hatte ihn hergestellt? Etwa der Geyer-Franz selbst? Und zu welchem Zweck? — — Lange konnte Bruno diesen Fragen nicht nachhängen, denn plötzlich öffnete sich die Seitentür und vor ihm stand der Geyer-Franz. Auf seinem rechten Arm trug er ein Ziegenkitzchen, das an einem der Vorderfüße eine Art Verband hatte.

Schweigend und unruhigen Auges betrachtete der Geyer-Franz den ungerufenen Gast, und seine Linke, die streichelnd über das zottige Fell des kranken Kitzchens fuhr, zitterte . . .

Auch Bruno sah ihn stumm an. Keiner schien das erste Wort zu finden.

Das Kitzchen meckerte wehleidig . . .

Der Geyer-Franz stellte das Tierchen behutsam auf die Füße und sah ihm nach, wie es in die Ofenecke kroch, wo es anscheinend sein Krankenbett hatte.

Dann wandte sich sein Blick wieder dem Gast zu. „Was willst du bei mir?" brachte er endlich dumpf hervor.

Bruno bedeutete ihm durch ein Achselzucken, daß er es selbst nicht wüßte . . .

„Hast Hunger? Oder Durst?" fragte der Wilde weiter. Bruno schüttelte den Kopf.

Wieder das drückende Schweigen. Beide betrachteten sich sehr mißtrauisch . . .

„Was fehlt denn dem Kitzle?" fragte dann Bruno nach kurzer Weile.

„Den Fuß hat's brochen . . ."

„Laß sehen!"

„Kannst du ihn einrichten?"

„Vielleicht . . ."

Der Geyer-Franz lockte das Tier aus der Ecke, nahm es wieder vorsichtig auf seinen Arm, trat unter das Fenster und wickelte, ohne ein Wort zu reden, den Verband ab.

Bruno trat zu ihm, untersuchte mit Kennerblick den Bruch, dann machte er seinen raschen Griff: der Knochen knarzte, das Kitzchen meckerte schmerzlich auf . . . Die Prozedur war beendet. Darauf band er den Fuß wieder fest ein und trug das Tierlein selbst zurück auf sein Lager...

Das gefiel dem Sonderling außerordentlich. „Vergelt dir's Gott!" sagte er mit viel wärmerer Stimme.

„Dös hat leicht sein können, Franz," winkte Bruno ab. Sie waren sich einen großen Schritt näher gekommen.

„Was hast denn dort für ein Bild, Franz?" fragte Bruno, um die Unterhaltung in Gang zu bringen.

Der Geyer-Franz blickte ebenfalls auf das Bild, und sein Auge verfinsterte sich zusehends. Er sagte aber nichts . . .

„Was soll es denn darstellen?"

„Wald, — — bloß Wald!" antwortete er endlich gepreßt.

„Und dös Kreuz in der Mitte?" forschte Bruno weiter.

„Da? — — Da hab i damals mein' Vater g'funden..."

„Ach so!" Allmählich ging Bruno ein Licht auf. „Und die vielen Wege . . ."

Da kann der Mörder g'standen sein . . .!"

„Wer war denn der Mörder?"

Der Geyer-Franz senkte den verwilderten Kopf. „Wenn i dös wüßt, . . . ja dann . . .!" grollte er vor sich hin.

Da packte Bruno das Mitleid mit diesem einsamen verwahrlosten Menschen, dessen Leben mit der fruchtlosen Suche nach dem Mörder seines Vaters ausgefüllt war, und er dachte nach, was er wohl für ihn tun könnte, wenn ihm überhaupt noch zu helfen war . . .

„Darf i wieder amal kommen, Franz?" fragte er dann plötzlich.

Der Geyer-Franz sah ihn lange an, dann nickte er. „Ja . . .! I siech, daß du a guter Mensch bist!"

Bruno reichte ihm die Hand. „Dann, gut Nacht! — — Und sollt der Fuß recht anschwellen, dann machst kalte Überschläg!" riet er ihm noch, schon unter der Tür.

Der Geyer-Franz begleitete ihn hinaus und packte ihn plötzlich fest am Arm. „Seit mei' Mutter tot ist, war kein Mensch mehr bei mir! Vergelt dir's Gott!" — — —

„I komm wieder!" rief Bruno und lief dann über die steinige Halde, dem nahen Walde zu. Einigemal mußte er auf die einsame Hochhütte zurückschauen, wo immer noch der Geyer-Franz unbeweglich unter dem schiefen Türstock stand und starren Blickes ihm nachschaute, als hätte auch er jenes hoffnungsfrohe Frühlingsahnen verspürt, das heute erstmals die Welt erfaßte. — — —

Die Hochzeit.

Am Vorabend des Hochzeitstages begab sich das Brautpaar, begleitet von den Zeugen, hinab ins Dorf, zum Standesamt. Ehrenschüsse fielen, und das Echo in den Bergen hörte sich an wie ein rollender Donner. Hochwies stand am Vorabend eines großen Tages; denn die Falkenhofer waren bekannte und geschätzte Bauern und Bürger.

Der alte Falkenhofer stand in seinem Pfründstüblein und blickte durchs Fenster dem kleinen Zuge nach, und über seine Schulter sah Karlin und wischte die Tränen aus den Augen.

„Der eine kommt, der andere geht! Mir ist's, als ob i erst gestern mit meiner Theres selig zum Standesamt gangen wär," sagte der alte Bauer und man merkt 's seinen Augen an, daß er sich in eine weite, weite Erinnerung verlor.

Wie damals, so standen auch heute die Dienstboten im Hof und winkten dem jungen Paar nach, und auch damals hatten Böllerschüsse das stille Tal erschreckt, denn es war ja damals, wie heute, ein junger Bauer ins Erbe des Vaters getreten . . .

In aller Frühe des folgenden Tages erzitterte abermals die Luft unter krachenden Schüssen. Der große Tag war angebrochen, im Falkenhof ging es drunter und drüber, denn allzu bald riefen die Hochzeitsglocken zur Kirche. Vor dem Hause versammelten sich die Nachbarn, Freunde und Bekannte, um dem Brautpaar zum Altar das Ehrengeleit zu geben.

Endlich öffnete sich die geschmückte Tür und als erste trat die Braut heraus. Sie trug nicht, wie es üblich war, ein schwarzes, sondern ein weißes Kleid, und auf dem Haupt, umsäumt von einem Myrtenkranz, den weißen Brautschleier, der im Morgenwind um ihre Schultern flatterte. Ihr zur Seite ging der Brautführer.

Diesen beiden folgte der Bräutigam, der von Bruno geführt wurde, dann kamen die beiden Väter des Brautpaares.

In diesem Augenblick läuteten die Glocken noch voller und festlicher, und über die Berge rollten die Böllersalven. Unter den Klängen der Dorfmusik bewegte sich der bunte Zug hinab zur Kirche.

Die alte Karlin mußte als einzige auf dem Hof verbleiben; sie hatte das Brautbett zu hüten, über welches der Ortspfarrer am Vortage den Segen gesprochen hatte.

Und drüben vor dem Nachbarhofe stand der Fallmüller und besah sich finsteren Blickes den langen, festlichen Zug. Niemand hatte erraten können, was in diesen Augenblicken im Innern dieses Mannes vor sich ging. An seiner Seite stand Wally; sie waren beide der Feier ferngeblieben, um dem Gespött mancher Mitbürger aus dem Wege zu gehen; denn das Gespräch, daß der Fallmüller seine Tochter als Bäuerin auf den Hof bringen wollte, hatte sich über das ganze Tal verbreitet.

Der Fallmüller beobachtete verstohlen von der Seite das Mädchen, und als der Zug unter ihnen vorbeigezogen war, ergriff er plötzlich seine Hand: „Es geht einem nit

alles so durch, wie man's berechnet hat. Wir wollen aber erst abwarten, ob dös Glück im Falkenhof wirklich so groß wird," sagte er dann mit verbissenem Grimm.

Wally schlug ihre ruhigen, gefaßten Augen verwundert zu ihm auf. „Warum? — Von mir aus hat er nix z'büßen!"

„No? — Du hast's schon überwunden?"

„Es hat nix zum Überwinden geben Vater! I hab mich nie um den Otto gerissen — und wer den Falkenhof will, der muß auch den Otto haben!"

„Oho!" Das Gesicht des Fallmüllers wurde immer länger. „So redst du?" Plötzlich aber kniff er die Augen zusammen: „Und wenn der Zweite den Hof kriegt hätte?"

Wally hatte darauf keine Antwort, langsam befreite sie ihre Hand aus der seinigen und schlich sich ins Haus.

„Oho!" entwischte es dem Fallmüller ein zweites Mal, und sein Gesicht zeigte wieder jenen pfiffigen Zug, der allen jenen Menschen eigen ist, die aus einer Niederlage ihren Gewinn zu ziehen wissen.

Die Eingangstür zum Gasthof war heute mit Tannengrün geschmückt, und bis über die Straße hinaus verbreitete sich der Duft eines fetten, würzigen Festbratens, das Geklirr von Bestecken und Geschirr unterbrach die feiertägliche Stille des kleinen Dorfes.

Hier wurden die Festteilnehmer zum Mahle erwartet. Die Falkenhofer hatten eine weitverbreitete Sippe, und man durfte mit einer großen Anzahl von Gästen rechnen.

Endlich erklangen abermals die Glocken vom Turm: das neugetraute Paar verließ die Kirche, und der lange Zug nahm nunmehr seinen Weg zum Gasthaus. Gleich Fanfaren schmetterte die Musik durch die Gassen von Hochwies. Otto strahlte vor Glück, hochaufgerichtet schritt er, als echter Sproß des Falkenhofes, neben seiner stolzen Braut einher, die den vielen neugierigen Blicken trotzig begegnete.

Bruno begleitete jetzt seinen alten Vater. Beide zeigten eine ernste Miene: sie waren sich wohl recht gut bewußt, daß sie dieser Tag eine großes Stück von der Heimat entrückt hatte. Selbst mitten hinein in den Festjubel warf das Leben seine Schatten . .

Hinter der Tür, am Eingang der Wirtschaft, standen zwei Frauen, die jedem Eintretenden den Myrtenzweig an die Brust hefteten.

Nachdem die zahlreichen Gäste alle ihre Plätze gefunden hatten und der Bräutigam zu jedem einzelnen hintrat, um ihn zu begrüßen und sich für die erbotene Ehre zu bedanken, kamen auch die beiden Brüder erstmals an diesem Tage ins Gespräch.

„Bist du denn krank, Bruno, oder fehlt dir sonst etwas?"

„Warum,"

„Du siehst recht schlecht aus heut!"

„So? — — I wüßt nit . . ."

„. . . und, was i dir schon lang sagen wollt, Bruno: der Falkenhof bleibt nach wie vor dei Heimat. Daran soll sich nix ändern!"

Bruno sah ihn merkwürdig fest an . . . „Und wenn sich was ändern sollt, dann kannst du so wenig dran machen wie i, Otto!"

„Was soll denn dös heißen?"

„Du hast jetzt ein Weib — und kannst nimmer allein bestimmen!"

„Aber a verständiges Weib, Bruno . . .!"

Bruno antwortete nicht mehr; deutlich hatte er bemerkt, wie die Augen der Braut ihrer kurzen Unterhaltung gefolgt waren.

Da ging Otto zum nächsten weiter . . .

Der alte Falkenhofer saß zunächst dem Brautpaar und löffelte wortkarg seine Suppe. Der Brautvater sprach eifrig auf ihn ein und versuchte vergebens, den alten, versonnenen Bauern in die Freude des Tages mitzureißen.

Die Musik hatte sich auf einem erhöhten Podium aufgestellt und schmetterte jetzt ihre ländlichen Weisen auf die Festtafel hernieder.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weltmeister der Harpuniere erzählt . . .

War die Geschichte von dem verschlungenen Jonas ein Märchen?

Von Richard Brunotte.

Es klingt wie Jägerlatein, was der Kapitän Mike Dolan erzählt. Aber das ist schließlich kein Wunder, denn der wackere Ire hat einen absonderlichen Beruf — den eines Walfängers —, und mit den Tieren, die er jagt, hat sich die Phantasie der Menschheit schon seit Urzeiten stark beschäftigt. Früher teilte man diese seltsame Fischfamilie wohl in die Pflanzen- und in die Fleischfresser ein. An dem ersten Zweig unterschied Cuvier die drei Gattungen der Seekühe, der Seeweibchen und der Borkentiere, von denen berichtet wird, daß sie oft aus dem Wasser gehen, um am Ufer zu weiden. Das merkwürdige Aussehen, vor allem die Zitzen an ihrer Brust und die schnurrbartförmigen Haare haben dann wohl den Anlaß zu dem Sagenkranz um Meerjungfern, Sirenen und Tritonen gegeben.

Was der Kapitän Mike Dolan zu berichten weiß, ist aber doch von anderer, von handfesterer Art. Die Amerikaner, in deren Diensten er steht, nennen ihn den Weltmeister der Harpuniere. Hat er doch auf einer einzigen Fahrt nicht weniger als 1139 Wale zur Strecke gebracht. Ob man das glauben darf? Der Ire ist immerhin Beamter der Marine-Forschungs-Gesellschaft der Vereinigten Staaten. . . .

Eine solche Reise pflegt an die drei Jahre zu dauern — so berichtete der Seemann, als er vor kurzem in Neu-Orleans vor Anker ging, um sich mal wieder für einige Wochen die Füße zu vertreten. Das Fahrzeug, das er kommandiert, braucht vier Monate zur Fahrt in die Antarktis und ebensoviel Zeit, um in den Heimathafen zurückzukehren. Dazwischen liegt die eigentliche Jagd.

Und dann weiß der grauhaarige, rotbäckige Schiffer höchst unterhaltsam zu erzählen. „Die Wale sind merkwürdige Geschöpfe. Daß sie es faustdick hinter den Ohren hätten, kann man allerdings nun nicht gerade sagen, denn die sitzen ihnen achtzehn Zoll tief im Kopf, und die armen Tiere können also nichts von dem hören, was hinter ihnen vorgeht. Immerhin sind es tüchtige Kerle. Sie machen ihre 28 Knoten in der Stunde. Aber denken Sie bloß mal an: Diese Wale trinken überhaupt kein Wasser. Nein, keinen Tropfen! Wasser mögen sie nicht. Aber ihr Appetit ist gut. Eine Portion von anderthalb Tonnen Kleinfische in einem Zug hinunterzuschlingen, das macht ihnen gar nichts aus."

„Ich denke, die Wale haben eine so enge Kehle", hielt man dem Seebären entgegen.

„Ja, das ist sehr verschieden. Manche Wale haben aber wirklich eine Kehle, deren Durchmesser nicht mehr als dreieinhalb Zoll groß ist."

„Dann ist also die Geschichte von dem guten Jonas, den ein Wal verschlang, doch ein Märchen gewesen?" meinten die neugierigen Landratten.

„Ach, das kann man nicht sagen." Kapitän Mike Dolan schüttelte den Kopf. „So etwas mag doch vorkommen. Ich weiß von einem Franzosen, dem dieselbe Geschichte passiert ist. Er hat sie sogar überlebt und nachher davon erzählen können. Also dieser Mann war über Bord gefallen und dann im Wasser von einem Wal verschlungen worden, der neben dem Schiff einherschwamm. Man konnte das Tier aber sofort fangen, es an Bord ziehen und den Mann retten. Er sah allerdings fürchterlich aus. Gleich nachdem wir ihn gerettet hatten, wurde seine Haut so weiß wie Milch. Das kam von dem Verdauungssaft im Magen des Tieres. Und der arme Bursche fiel von einer Ohnmacht in die andere. Als er dann zu sich kam, konnte er nicht besonders viel erzählen. Er wußte sich nur noch zu erinnern, daß ihn im Wasser ein saugender Strudel gepackt hatte. Dann war es entsetzlich heiß und schließlich stockfinster um ihn geworden, worauf er die Besinnung verlor."

„Sollte der Franzmann nicht ein wenig geschwindelt haben, Herr Kapitän?"

„Ach was! Das war kein Seemannsgarn. Man erlebt manchmal tolle Sachen. Die Jagd auf den Wal ist

zwar längst nicht mehr so schwierig und gefährlich wie früher. Aber das Tier kann doch allerlei vertragen. In einigen Walen, die wir getötet hatten, fanden wir noch Harpunen, die hundert Jahre alt waren!"

Und das war also kein Seemannsgarn . . .

Die Totenstadt der Etrusker.

Reisebrief aus Cervetri von Adelheid Dehio.

Am Vormittag haben wir Tarquinia besucht, dann sind wir die schöne Straße am Meer entlang über Civitavecchia nach Cervetri, dem Caere der Etrusker, gefahren und stehen nun inmitten der antiken Nekropolis in der warmen, goldigen Nachmittagssonne. Wie anders ist hier alles als in dem nur fünfzig Kilometer nördlich gelegenen Tarquinia! Die sanften Höhen waren dort mit weiten, blumigen Wiesen bedeckt, dahinter erhob sich die Stadt mit ihren mittelalterlichen Mauern und Türmen, Palästen und Kirchen auf dem Grunde des schimmernden Meeres mit seinen blauen Inseln. Von den Grabkammern der Etrusker war äußerlich nichts zu sehen, und man brauchte einen kundigen Führer, der auf kleinen Fußpfaden durch hohes Gras zu den verborgenen Türen geleitete, die das geheimnisvolle Erdinnere erschließen. In einem Umkreis von achtundzwanzig Quadratkilometern ist der Kalksteinboden durch Grabkammern ausgehöhlt, von denen bisher nur der geringste Teil geöffnet und durchforscht ist. Welche lebendige Spuren hat hier die einstmals blühende etruskische Lucumonie Turchina, die Heimat des römischen Königs Lucius Tarquinius, hier hinterlassen! Die zweieinhalb Jahrtausend alten Gräber erzählen uns durch ihre Wandmalereien mit sprühender Lebensfrische von Menschen und Tieren, von Sitten und Gebräuchen, von Alltag und Festen, Arbeit und Kunstbetätigung jener Zeiten . . . Es spricht für den Wert dieser, teilweise den Einfluß griechischer Vasenbilder zeigenden Malereien, daß sie die deutschen Maler der Akademie der Villa Massimo in Rom wiederholt zu Studien angeregt haben, und auch in der diesjährigen Ausstellung befindet sich ein schönes Gemälde des Berliner Malers Riester, das die heroische Einsamkeit und Farbenpracht des Gräberfeldes von Tarquinia meisterlich wiedergibt.

Dagegen die Nekropolis von Cervetri! Hier, auf dem halben Wege von Tarquinia nach Rom, hat der italienische Ingenieur Mengarelli in den letzten Jahrzehnten Ausgrabungen vorgenommen, die — obschon noch längst nicht abgeschlossen — eine großartige, umfassende Gräberanlage freigelegt haben. Zwar ist das antike Caere heute vom Erdboden verschwunden, und ausgedehnte Olivenhaine erheben sich an seiner Stelle; aber die Totenstadt, deren Ausdehnung die Größe der Stadt der Lebenden um ein Vielfaches übertraf, ist ausgezeichnet erhalten. Der leicht zu bearbeitende vulkanische Tuff gestattete den reichen und vornehmen Etruskern die Anlage prächtiger, großer Rund- und Hügelgräber mit ausgedehnten Gräbern. Auf einen Mittelraum öffnen sich die Räume der Toten mit ihren in den Fels gehauenen, prächtigen Lagerstätten, auf denen die Verstorbenen inmitten ihrer vorausgegangenen Lieben mitsamt ihren Waffen, Schmucksachen und Gebrauchsgegenständen beigesetzt wurden. Aber diese wie für die Ewigkeit geschaffenen Grabkammern der Alten sind heute leer, die Leichen zu Staub zerfallen, und ihr sonstiger Inhalt ist im Lauf der Jahrhunderte teilweise geplündert, teilweise in die Museen von ganz Europa zerstreut worden. So befindet sich der gesamte Inhalt des 1846 entdeckten Grabes Regolini-Galassi bei Cervetri, wie Gold- und Bernsteinschmuck, phönizische Schalen aus getriebenem Silber, griechische Vasen, ein silbernes Gefäß mit Tierornamenten, heute im etruskischen Museum des Vatikans. Von Wandmalereien haben sich in diesen Gräbern kaum nennenswerte Spuren erhalten, nur ein Grab, die „Tomba bella", bewahrt höchst eigenartig bemalte Stuckornamente. Die dort naturgetreu abgebildeten Gebrauchsgegenstände haben teilweise die gleichen Formen, wie sie noch heute üblich sind. „Dieses Grab ist jung", sagt unser Führer, „es stammt aus dem 4. Jahrhundert vor Christi Geburt . . ."

Schon wandern wir mehrere Stunden in der Totenstadt umher, und noch immer nehmen die Gräber kein Ende. Allmählich verliert sich der Weg in einer unberührten, höchst romantischen Wildnis, der „Valle dell'Inferno", dem Tal der Hölle. Hier sind die Grabkammern teilweise mit Wasser gefüllt, in das bei unserem Nahen die Frösche mit einem dumpfen Plumps verschwinden. Aus einem mit Efeu überwucherten Grabestor flieht eine erschreckte Schwalbe. Wir biegen in ein Tälchen ein, das von Kastanien, Eichen und Steineichen überwuchert ist. Der kühle Grund ist von einem Veilchenteppich bedeckt. In den Hängen zu beiden Seiten sind Grabkammern in unübersehbarer Menge angebracht, halb von Grün überwuchert. Wurzeln und Äste der Bäume sprengen das alte Mauerwerk. Hier wie nirgends sonst ergreift einen das Geheimnis, das bis heute das Volk der Etrusker umgibt, dessen Herkunft und Rasse, Religion und Sprache die Wissenschaft vor große Forschungsaufgaben stellt.

Zum Wächterhäuschen zurückgekehrt, das sich ebenfalls auf dem Fundament eines Grabes erhebt, finden wir auf einem Holztisch im Freien eine „Merenda", ein Vesperbrot, bereit. Landbrot und Butter, Schinken, frische Schoten und süßer Wein erfrischen uns. „Das Wasser ist hier nicht zu gut", erklärt der Wächter der Gräberstadt, „es kommt aus einer Leitung, die seit den Etruskern nicht gereinigt worden ist." Und während wir angesichts der herrlichen Landschaft im Licht der untergehenden Sonne Brot und Wein verzehren, erzählt er uns von den Zeiten, als die Bewohner der kleinen Ortschaft Cervetri durch die Gräberfunde reich wurden und die Frauen ihre roten Nelken in echten griechischen Vasen aufs Fensterbrett stellten.

Mit einfallender Dämmerung machen wir uns auf den Heimweg. „Zum Schluß wollen wir noch das Grab der Aida besuchen", sagt der Führer. Im Dämmern tasten wir uns eine lange Treppe hinunter, die geradeswegs ins Erdinnere zu führen scheint. Die Anlage der Grabkammern überrascht durch ihre Schönheit und die Wucht ihrer Ausmaße, ihrer Tore und Pfeiler, die assyrische und ägyptische Anklänge aufweisen. Ein erhöhter Alkoven im Hintergrund beherbergt eine prächtige Lagerstätte für ein vornehmes Paar, das noch im Tode über die gewöhnlichen Sterblichen in den übrigen Kammern hervorragen sollte. Wegen seiner eigenartigen Schönheit hat man diesem Grab den Namen der Aida gegeben.

Als wir die lange Treppe hinaufsteigen, stehen Mond und Sterne am weitgespannten Himmel, und ein aromatischer Abendwind weht von den Wiesen, auf denen soeben das blumige Heu gemacht ist.



Unnötige Frage.



„Verzeihung, haben Sie von hier aus nach Hilfe telephoniert?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.